

THERAPEUTISCHE SEELSORGE !

Vor mir liegt die alte Pressenotiz an epd und kna: „Am 10. 4. 1972 haben Vertreter verschiedener pastoralpsychologischer Richtungen auf oekumenischer Ebene in Altenkirchen die Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP) gegründet“. Der Satz hat seiner Struktur nach eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ersten Satz der Bibel: „Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde“. Das ist natürlich hoch gegriffen und doch nicht ganz zufällig so. Die Gründung der DGfP war ein schöpferischer Akt und der Versuch, aus einem Chaos von Initiativen und Gruppen etwas Neues, Gutes zu machen: zwischen Licht und Finsternis zu scheiden, das fruchtbare Land vom wilden Ozean abzugrenzen, Namen zu finden und dem Ganzen eine gegliederte Gestalt zu geben.

1972 – für mich ein Schlüsseljahr. Ich bin 35 Jahre alt, habe vier Tage vor Jahresbeginn geheiratet, bin Pfarrer in Waldlaubersheim und Schweppenhausen und nebenamtlicher Dozent am Predigerseminar in Bad Kreuznach, bin Mitglied in einer Selbsterfahrungsgruppe und einer „Patientenbesprechungsgruppe“ bei Prof. Dietrich Langen in Mainz. Im Frühjahr nehme ich bei Dr. Wybe Zijlstra als Ko-Supervisor an einem Zwölfwochenkurs für Klinische Seelsorgeausbildung in Holland teil und schließe diese Ausbildung im Sommer mit einem sechswöchigen Supervisorentraining – was die Kurse angeht – ab. Am 1. September werde ich hauptamtlicher Dozent mit dem Schwerpunkt „einführende CPT-Kurse für Vikare, Lehrveranstaltungen über Seelsorge im Seminar, Durchführung von CPT-Kursen im Rahmen der Pfarrerfortbildung“. Im Dezember beginnt eine gestalttherapeutische Ausbildungsgruppe für Pfarrerehepaare und Andere bei Prof. Hilarion Petzold. Im Januar des nächsten Jahre wird unser Sohn geboren.

Ein verrücktes Jahr! Das Gründungsjahr der DGfP. Schon die atemlose Aufzählung lässt etwas von dem Chaos und der Dynamik erkennen, die das Material für diesen Ordnungsversuch geliefert haben. Auf dem Büchermarkt gibt es barometrische Ereignisse, die diesen Kairos aufnehmen: Die gute alte „Pastoraltheologie“ erscheint mit dem programmatischen neuen Titel „Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft“. Jürgen Moltmanns Buch „Der gekreuzigte Gott“ proklamiert in einem der Schlusskapitel „Wege zur psychischen Befreiung des Menschen“. Alles 1972.

Jetzt aber geht es darum, die Vorgeschichte zu dieser Gründung der DGfP zu erzählen, und zwar aus einer persönlichen Perspektive. Joachim Scharfenberg zeigt sich im Vorwort seiner Einführung in die Pastoralpsychologie „von dem Stichwort einer ‚narrativen Wissenschaft‘ fasziniert“. Von diesem narrativen Geist möchte ich mich leiten lassen, wenn ich aus meiner Sicht einen Beitrag zur Chronik dieser verrückten Jahre zu liefern versuche.

1. *Laboratorium Predigerseminar*

Als ich Ende 1967, selbst noch Vikar, als Studieninspektor in das Kreuznacher Predigerseminar berufen werde, soll ich dort Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts unterrichten und Gesangbuchkunde. Nach einem vollen Jahr in der Gemeinde ist man noch einmal für ein Jahr im Predigerseminar, um die Erfahrungen aus der Praxis theoretisch zu vertiefen und sich auf das Zweite Examen vorzubereiten, das noch einmal den ganzen Kanon des Ersten umfasst. Die Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts trifft nur bei ein paar Spezialisten auf Interesse, die Gesangbuchkunde überhaupt nicht. Ich gerate mit meinen Angeboten gleich am Anfang in eine Krise, aber diese Krise ist keine nur persönliche Angelegenheit. Sie ist Symptom für die Krise des Seminars, ja des ganzen herrschenden Ausbildungsmodells. Es wird immer schwerer, erwachsene, oft schon verheiratete junge Männer noch einmal für ein Jahr einzukasernieren und das bei einem Lernangebot, das nicht viel Neues bringt. Die Kollegen, die für Gottesdienst und Unterricht zuständig sind, haben zwar die Chance, mit den Vikaren in die umliegenden Gemeinden auszuschwärmen und dort ihre Entwürfe in der Praxis zu erproben. Aber das reicht nicht aus.

Die 68-er-Studentenbewegung mit ihren ganz anderen Vorstellungen vom Lernen schickt ihre Wellen voraus. Ihre Forderungen, die sie mit Begeisterung und Nachdruck vertreten, lassen sich im Nachhinein leicht zusammenstellen:

1. Basisarbeit! Wir wollen nicht wieder im Hörsaal sitzen, sondern zu den Menschen gehen, die die Basis der Gesellschaft bilden: den Arbeitern, den politisch Tätigen, aber auch den Kranken, den Behinderten, den Alten.
2. Praxisbezug der Ausbildung! Wir wollen keine Bücher mehr lesen, die nichts mit unserem Dienst an den Menschen zu tun haben. Wir wollen selbst Erfahrungen machen, aus denen wir lernen können.
3. Selbstbestimmtes Lernen! *Wie* wir aus unseren Erfahrungen lernen, das wollen wir selbst herausfinden und selbst organisieren. Wir wollen uns keine ausgearbeiteten Programme vorgesetzen lassen, sondern die Dozenten als Berater und Experten nützen, da wo unsere Interessen und deren Fähigkeiten sich decken.
4. Personales Lernen: Wir wollen durch unser Lernen selbst in Veränderungsprozesse eintreten, die uns auch als Personen betreffen, in unserem Kommunikationsverhalten und in unserem Umgang mit uns selbst.

Es hat mehrere Jahre gebraucht, diese Impulse umzusetzen und die Seminararbeit von Grund auf neu zu organisieren. An die Stelle der geschlossenen Zeiten in Gemeinde und Seminar trat das Kurssystem, das einen Wechsel von praktischer Arbeit, Auswertung und Planung möglich machen sollte. An den Anfang aller Kurse trat eine Planungswoche, wo Lerninteressen artikuliert und Lernprojekte ausgehandelt werden konnten – und mussten. Eine mühevollen, aber lohnende Arbeit, wie sich gezeigt hat.

2. Suchbewegungen

Im allgemeinen Umbruch fiel mir als Jüngstem der Arbeitsbereich Seelsorge zu, für den ich weder angeheuert noch ausgebildet war. Eine Lehrtradition war nicht vorhanden, aber da ich in Zürich auch bei Walter Bernet studiert hatte, war mir klar, dass Seelsorgeausbildung durch den Dialog mit so expandierenden Wissenschaften wie Psychologie und Psychotherapie eine ungeheuer spannende Sache werden musste.

In einer ersten Phase haben wir in Kreuznach die Möglichkeiten vor Ort genutzt, um eine praxisbezogene Seelsorgeausbildung zu erfinden. Ich habe meine Fühler nach vielen Seiten ausgestreckt, um dabei von Fachleuten Hilfe zu bekommen. Eine zweite Phase, gleichsam ein Neustart, begann mit meiner Teilnahme an den beiden Kursen, die Wybe Zijlstra 1969 und 1970 am Seminar in Herborn gehalten hat und die den Anschluss an die schon damals fast fünfzigjährige Tradition der Klinischen Seelsorgeausbildung gebracht haben. Für eine Chronik ist aber gerade die erste Phase interessant.

Für das Frühjahr 1969 hatte ich einen Kurs angeboten, zu dem Praktika außerhalb des Seminars in verschiedenen Institutionen gehören sollten, in denen mit Menschen gearbeitet wird, die in Not sind und Hilfe brauchen. Da sich fast alle Vikare zu diesem Kurs meldeten, konnten wir die Gruppe in Untergruppen aufteilen. Vier Institutionen standen zur Wahl: ein Altersheim, ein Krankenhaus, eine Erziehungsberatungsstelle und ein Waisenhaus. Für ein halbes Jahr übernahm jeder an seiner Stelle für einen Tag pro Woche eine konkrete Aufgabe:

Nachtdienst im Altersheim, Sonntagsdienst auf einer Station im Krankenhaus, Geländespiel mit den Kindern. In den Seminarsitzungen wurden die Erfahrungen der Kleingruppen in die Gesamtgruppe gebracht. Für jeden Bereich stellten sich uns Fachleute zur Verfügung, um die zu Tage tretenden Probleme durchzudiskutieren. Prof. Dr. R. Kraemer aus Mainz etwa diskutierte mit uns Probleme der Heimunterbringung und ließ uns bei Gesprächen am Krankenbett wie bei einer ärztlichen Visite zuhören. Anschließend konnten wir die Gesprächsführung in einem diagnostisch ausgerichteten ärztlichen Beratungsgespräch als Vorlage nehmen, um darüber nachzudenken, wie ein seelsorgliches Gespräch hätte aussehen können.

Dieser liebenswürdige ältere Arzt bastelte mit uns und seinen Mainzer Kollegen an einer Lehrveranstaltung, in der Theologe und Arzt erst einmal das Feld abstecken sollten, auf dem Psychiater und Seelsorger sich begegnen. Am 1. November 1967 bin ich Studieninspektor geworden. Ich staune, dass ich schon am 4. Dezember von ihm einen Brief bekommen habe, in dem er erste Ergebnisse mitteilt.

Sowohl Herr Prof. Otto, praktischer Theologe, als auch Herr Prof. Petrilowitsch, Psychiatrie, sind nach Maßgabe ihrer Zeit und Möglichkeit gerne bereit, zu einer Einführung in das besagte Thema beizutragen und mit mir zunächst einmal den Versuch einer Erprobung zu machen.

Prof. Otto und Prof. Petrilowitsch würden dabei mehr Spezialthemen behandeln, ich selbst die Grundbegriffe mit einer ungefähren Einführung in medizinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie.

Anschließend könnten Ihre Kollegen noch meine Vorlesungen über autogenes Training und Hypnose besuchen.

1968 bekommen wir unseren Wunsch erfüllt, an einer Vorlesung über Psychopathologie mit Falldarstellungen teilnehmen zu dürfen.

Herr Professor Janzarik ist gerne bereit, Sie in die Klinik einzuführen und auch eine Art klinischer Visite mit Ihnen zu machen (Brief vom 28. April 1968).

Von einer pastoralpsychologischen Theorie war damals noch nicht die Rede. Es ging erst einmal darum, aus dem theologisch-kirchlichen Ghetto herauszukommen und die weithin unbekanntes Welten zu entdecken, in denen Menschen leiden und in denen ihnen geholfen wird. Denn die Solidarität mit den Leidenden und der Wunsch zu helfen war die eigentliche Triebfeder hinter all diesen Expeditionen und Lernversuchen.

Ich lese diese überaus bescheidenen Dokumente heute noch mit großer Begeisterung. Auch ohne den Riesen-Schritt in die Klinische Seelsorgeausbildung hätten wir diesen Weg weiter gehen und ihn ausbauen können. Seelsorgeausbildung hätte sich dann stärker an den verschiedenen Tätigkeitsfeldern von Diakonie ausgerichtet, was in die Strukturen unserer Landeskirche sogar besser hineingepasst hätte, als die für alle Bereiche offene Klinische Seelsorgeausbildung. Jedenfalls sind die Vikare, die sich damals engagiert haben, gute Pfarrer geworden!

Neben unseren Bestrebungen gab es in derselben Zeit in unserer Region noch andere interessante Vorstöße, mit der Psychotherapie ins Geschäft zu kommen. Ging es bei unserer Kooperation mit Mainz um den ganzen Kurs, so hier nur um Weiterbildungsmöglichkeiten für mich, oder für einzelne Kollegen.

Heinz Doebert, Krankenhauspfarrer in Frankfurt/M., hatte ein Projekt gestartet, um die Ausbildungsmöglichkeiten des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt für eine psychotherapeutische Ausbildung von Pfarrern zu nutzen. Das war ein Ziel, das weit über das hinausging, was wir im Seminar zu leisten uns erträumen konnten. In einem ersten Brief vom 13.3.1969 stehen noch die Schwierigkeiten im Vordergrund:

Lieber Bruder Neumann, wie versprochen habe ich am Dienstag Abend mit Herrn Professor Dr. Argelander im Sigmund-Freud-Institut gesprochen. Herr Argelander sagte mir folgendes:

Zu Psychotherapeuten werden in der Regel in Frankfurt nur Mediziner und Psychologen ausgebildet. Theologen können nur dann angenommen werden, wenn sie auf ihr Pfarramt verzichten und nur rein psychotherapeutisch tätig sein wollen ...

*Für uns sieht Herr Argelander folgenden Weg: Wir nehmen erst einmal an einem Gruppenseminar teil. So sind auch Sie gebeten, zunächst die Gruppenausbildung zu durchlaufen. Gegen Ende der Ausbildungszeit wird man darüber zu sprechen haben, welche über die Gruppenausbildung hinausführenden Schritte zu tun sind, um **eine für das praktische Amt geeignete und solide psychotherapeutische Ausbildung zu gewinnen ...***

Um es noch einmal hervorzuheben: Hier geht es um die Neuentwicklung einer Ausbildung, einer „soliden psychotherapeutischen Ausbildung“ für Pfarrer. Der zweite Brief klingt optimistischer. Er enthält darüber hinaus methodische Reflexionen und einen programmatischen Schluss:

Lieber Bruder Neumann, ...

Herr Professor Argelander hat mir am letzten Dienstag gesagt, dass die zweite Gruppe, der Sie ja angehören, in der ersten Novemberhälfte mit den Sitzungen beginnen werde.

Die guten Erfahrungen mit der erste Gruppe und die daran geknüpften Erwartungen hinsichtlich der zweiten Gruppe haben das Institut veranlasst, eine Stenotypistin und Protokollantin anzustellen, die die Sitzungsprotokolle verbotenus vervielfältigt ... Der Unterschied gegenüber den Gesprächsanalysen liegt auf der Hand, und ich persönlich halte das Balintgruppensystem für angemessener als die im CPT entwickelte Form, die allerdings auch ihre besonderen Vorzüge hat, weil sie das Gedächtnisprotokoll analysiert. Balint ist jedenfalls der Neuere (1957). Ich kenne beide Verfahren, weil wir ja bei den Krankenhaus-pfarrerkursen Gesprächsanalysen durch Psychotherapeuten, meist durch Prof. Allwohn, im Sinne des CPT gemacht haben.

*Diese Verbatims in unserem Gruppenseminar, die etwa 17 Schreibmaschinenseiten umfassen, sind natürlich ein hervorragendes Material für die poimenische Ausbildung von Vikaren und Studenten und machen schließlich die Gruppenmitglieder im Laufe der Zeit zur Übernahme und Leitung eigener Gruppen fähig. Argelander will auf Grund der guten Erfahrungen mit Theologen einen Weg suchen, der den besonderen Verhältnissen, unter denen wir arbeiten, gerecht wird. Es kommt dabei **eine Art praktikabler Pastoralpsychotherapie** heraus (Brief vom 1.11.69).*

Ein dritter Brief vom 18.11.69 teilt mit, dass ich nicht an der zweiten Theologengruppe teilnehmen kann. Begründung: *Sie sind keine Hessen, das Institut aber gehört dem Lande Hessen, und damit ist die Sache klar ... Das ist fast mein Verdacht ...*

Ich war über diese Absage sehr enttäuscht und wütend. Argelander hatte das mit ihm für Mitte Juli verabredete Gespräch auf Anfang September verschoben und dann nichts mehr von sich hören lassen. Da damals noch nichts per Mail ging habe ich nun wenigstens einen Briefbogen vom Sigmund-Freud-Institut mit einer gut leserlichen Unterschrift. Ich war auf die Gruppe am Sigmund-Freud-Institut sehr gespannt gewesen, hätte sie mir doch die Möglichkeit verschafft, eines der angesehenen, klassischen Ausbildungsinstitute kennen zu lernen, und natürlich reizte mich die „praktikable Pastoralpsychotherapie“. Damit schien die Chance gegeben, neben dem Pfarrer als Zweitberuf die Qualifikation zum Psychotherapeuten zu erwerben.

Zur selben Zeit bot sich eine weitere, weniger spektakuläre und trotzdem perspektivenreiche Weiterbildungsmöglichkeit an. Prof. Dietrich Langen, der Direktor der Mainzer Universitätsklinik und Poliklinik für Psychotherapie, nahm mich in eine Selbsterfahrungsgruppe und eine Patientenbesprechungsgruppe auf. Hier konnte ich zum ersten Mal erfahren und lernen, dass man das eigene oder fremde Gesprächsverhalten beobachten, dass man es zum Gegenstand von Wissenschaft machen und verändern kann. Das war für mich eine unglaublich befreiende Erfahrung, die dann auch zu einer Grundberufung geworden ist, die mich bis heute begleitet.

Langen war Schüler von Ernst Kretschmer und hatte von ihm die Zweigleisige Standartmethode übernommen. Das eine Gleis ist eine Art Körperarbeit: die gestufte Aktivhypnose, eine Weiterentwicklung des Autogenen Trainings für klinische Zwecke. Das andere Gleis sind er-

hellende Gespräche, die zu einer Charakteranalyse führen, aus der sich für den Patienten Vorsätze für die Veränderung krankmachender Verhaltensweisen ergeben. Diese Vorsätze werden in eine suggestive Form gebracht und als formelhafte Vorsätze mit in die Hypnose genommen.

Nach meinem ersten CPT-Kurs in Herborn hatte Langen soviel Vertrauen zu mir, dass er mir Privatpatienten zuwies, mit denen ich für Honorar nach dieser Methode arbeitete. Ein Vertreter für Spirituosen, der nicht mehr zu Ruhe kommt und an Schlaflosigkeit leidet; ein junger Landwirt mit ejaculatio praecox; eine ehrgeizige Theologin mit Agoraphobie. Überraschend war, dass meine theologische Sprache mir half, die Anliegen der Patienten gut zu deuten und ihre Vorsätze prägnant zu formulieren.

Langen gehörte damals zum Leiterkreis der Lindauer Psychotherapiewoche. Er sorgte dafür, dass wir für mehrere Jahre mit einer Gruppe von Vikaren an der Lindauer Psychotherapiewoche teilnehmen konnten: nicht nur an den Vorträgen am Vormittag, sondern an verschiedenen Gruppen, die für die Nachmittage angeboten wurden. Ich habe noch einen Brief von Dr. Helmut Stolze gefunden, der dieses Ereignis dokumentiert.

Sehr geehrter Herr Neumann!

Herr Professor Langen hat mich darüber informiert, dass eine Gruppe rheinischer Vikare des Kreuznacher Predigerseminars zur 20. Lindauer Psychotherapiewoche kommen wollte. Professor Langen hat aber bei mir zunächst nur angefragt und um mein Einverständnis gebeten, das ich ihm sogleich gegeben habe ...

Mit Professor Langen habe ich auch über einen Nachmittagskurs gesprochen, der zweckmäßigerweise wohl geschlossen für Ihren Kreis veranstaltet wird. Ich habe angeregt, dass sich Prof. Langen mit Prof. Graf Dürckheim in Verbindung setzt, um diesen zu bitten, einen solchen Nachmittagskurs zu übernehmen ... (31. März 1970).

Dieser Kurs ist dann tatsächlich zustande gekommen. Prof. Graf Dürckheim hatte eins der Einleitungsreferate zu halten über „Regression als der Weg zum wahren Selbst“ und damit beim Plenum eine so ungeheure, unerwartete Resonanz gefunden, dass er zusätzliche große Gruppen einrichten musste. Wir aber hatten unsere Zusage schon in der Tasche, haben ihn die ganze Woche hindurch gesehen, mit ihm einen Abend in der Fischerhütte verbracht und sind so zu Zeugen seiner liebenswürdigen Aufmerksamkeit geworden und in eins damit der Rückkehr von Religion und Glauben in die Psychotherapie.

In einem Bericht an die Kirchenleitung habe ich geschrieben:

Wir haben dieses Jahr zunächst an den Vormittagsveranstaltungen teilgenommen. Für den Nachmittag wurde für unsere Gruppe zusätzlich eine Übung angesetzt: Prof. Graf Dürckheim gab uns eine Einführung in Meditationsübungen im Stile des Zen. Graf Dürckheim hatte eines der einführenden Referate zum Tagungsthema „Regression“ gehalten und dadurch die Tagungsteilnehmer unausweichlich mit dem Thema Religion konfrontiert. Wir hatten uns bald mit ihm angefreundet und haben mehrmals bis in die Nacht hinein mit ihm zusammengesessen. Diese Fülle von Möglichkeiten zum Kontakt und zum Sich-Kennenlernen ist wahrscheinlich das Schönste und Wichtigste von Lindau ... Ein Vikar konnte noch einen Platz in einer im Okto-

ber beginnenden Selbsterfahrungsgruppe bekommen, ein anderer ist in eine Balintgruppe eingetreten, die sich regelmäßig in Düsseldorf trifft ...

Vielleicht wird Pfarrer Dietrich Stollberg nächstes Jahr in Lindau als Theologe eine Gruppe leiten ...

Alle diese Aktivitäten waren Suchbewegungen, um mit unserer Arbeit Anschluss zu finden an verwandte Bestrebungen Anderer, an ihr Wissen, an ihr Können, an ihre Weisheit. Aber so faszinierend diese Begegnungen im Einzelnen waren, sie konnten doch nicht den Rahmen abgeben für eine therapeutisch ausgerichtete Seelsorgeausbildung. Es waren Kontakte mit Einzelnen, mit einer einzelnen Institution. Die Entscheidung für eine ganz unerwartete neue Alternative fiel in den beiden sechswöchigen Seelsorgekursen für Dozenten an Predigerseminaren, die im Sommer 1969 und 1970 im Theologischen Seminar in Herborn angeboten und durch Dr. Wybe Zijlstra aus Amersfoort gehalten wurden. Sie brachten den Anschluss an eine inzwischen weltweit gewordene Bewegung: das Clinical Pastoral Training, die Klinische Seelsorgeausbildung.

3. Glücksfund Klinische Seelsorgeausbildung (CPT)

Nun lief alles wie geschmiert. Ich war wie auf ein Gleis gesetzt. 1970 wurde ich Pfarrer in Waldlaubersheim und Schweppenhausen und nebenamtlicher Dozent am Predigerseminar.

Im selben Jahr stürzte ich mich mit Begeisterung in einen ersten dreiwöchigen Einführungskurs in das CPT für Vikare. Im Frühjahr 1972 ging ich zu Wybe Zijlstra nach Amersfoort in Holland, um als Ko-Supervisor an einem Zwölfwochenkurs mitzuarbeiten. Gleich anschließend konnte ich an einem sechswöchigen Supervisorentraining teilnehmen. Im September wurde ich hauptamtlicher Dozent. Im Oktober und November 1972 hielt ich einen ersten Sechswochenkurs im Rahmen der Pfarrerfortbildung, der im nächsten Jahr seine Fortsetzung in einem zweiten Sechswochenkurs fand.

Für die Vikare war der dreiwöchige Einführungskurs durch die bisherige Arbeit gut vorbereitet. Die erste Woche lief sozusagen wie gewohnt als einwöchiges Pflegepraktikum auf einer der Stationen. In der zweiten Woche musste der liebgewordene weiße Kittel abgelegt werden. Rollenwechsel in die Rolle des Seelsorgers. Alle Arbeitsformen der Klinischen Seelsorgeausbildung kamen vor, auch das freie Gruppengespräch. In der antiautoritären Welle saß der schweigende Supervisor allerdings auf einem wackeligen Stuhl.

Ein älterer Kollege provozierte an einem anderen Seminar den Eklat, als er sich für sein Supervisorenschweigen auch noch eine Tasse Kaffee mitbrachte. So unklug waren wir in Kreuznach nicht. Wir übten Supervision in größtmöglicher Nähe und versuchten, doch nicht die Distanz zu verlieren.

Die Zeit der freien Suchbewegungen ging zu Ende. Wir hatten etwas Besseres dafür bekommen: einen konsistenten Rahmen, ein Organisationsmodell von Seelsorgeausbildung, das sich bewährt hatte und sich weiter bewährte und das Raum ließ für Variationen und Veränderungen.

Zu der wohltuenden Klarheit und Ordnung dieses Kursmodells passt die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie aufs Beste. Die Zeit dafür war gekommen. Aus

dem ungeheuer vielfältigen Angebot von Verfahren und Methoden, von denen ich selbst inzwischen ja auch einige kennen gelernt hatte, kristallisierten sich drei Sektionen heraus: Tiefenpsychologie, Klinische Seelsorgeausbildung und Gruppendynamik. Das war eine übersichtliche Gestalt. Jede der Sektionen war herausgefordert, sich nun auch ihrerseits eine klare Gestalt zu geben.

Das war nicht leicht. In der Klinischen Seelsorgeausbildung gab es die amerikanische und die holländische Tradition – auch die in sich nicht einheitlich. Die Zeit der Schriftlichkeit und der Papiere begann. Die nie endende Arbeit an den Standards, die inzwischen doch zu einem gewissen Abschluss gekommen ist. Für mich die Zeit der Kurse.

Schon im Predigerseminar habe ich meinem Dienstauftrag entsprechend von 1972 bis 1977 fünf Zwölfwochenkurse (zweimal sechs Wochen) nach dem klassischen Modell gehalten, das ich in Holland kennen gelernt hatte.

In der darauf folgenden Zeit als Pfarrer der Trinitatisgemeinde in Bonn habe ich von 1978 bis 1993 dreizehn fraktionierte Seelsorgekurse geleitet. Gemeinsam mit den rheinischen Kolleginnen und Kollegen haben wir ständig an der Weiterentwicklung der fraktionierten Kurse gearbeitet, bis auch dieses Modell für uns eine gewissermaßen klassische Form bekommen hatte, mit drei Kurswochen in Klausur, einer am Anfang, einer in der Mitte und einer am Ende des Kurses. Drei Auswertungstage nach einem Jahr bildeten den Abschluss. Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer bewegte sich zwischen zehn und zwölf.

In der letzten Phase meiner Tätigkeit als Landespfarrer für Seelsorgeausbildung und Supervision von 1993 bis 2001 kamen noch einmal sechzehn Kurse dazu. Während dieser Zeit entwickelten wir ein drittes Kursmodell: einen geschlossenen Sechswochenkurs mit der ersten Kurswoche in Klausur und fünf weiteren Kurswochen, in denen die TeilnehmerInnen täglich zum Kursort pendelten. Das ist nur bei begrenzten Entfernungen möglich. Darum nannten wir dieses dritte Modell „aktivierende Seelsorge in der Region“. Eine Besonderheit dieser Kursform ist, dass die Gruppe jeden der Teilnehmer für einen halben Tag in seiner Gemeinde besuchte, um die Arbeitslandschaft als Ganze zu erleben und auch das Atmosphärische wahrzunehmen. Geschlossene Kurse waren inzwischen ja auch Vorschrift geworden.

Beide neuen Kursmodelle versuchten, auf die Lernbedürfnisse und die Arbeitsorganisation von *Gemeindepfarrern* einzugehen. Der fraktionierte Kurs erwies sich auch bei Pfarrern an berufsbildenden Schulen als praktikabel, weil sie zumindest eine der Klausurwochen in den Schulferien unterbringen konnten.

Diese vorausgreifende Skizze soll jetzt nicht weiter ausgeführt werden. Sie soll nur verdeutlichen, dass für mich mit der Verleihung der Zertifikate als Supervisor, 1978 in Holland, 1984 in Deutschland, eine Entscheidung für das Arbeiten und Leben in Kursen verbunden war, für eine Tätigkeit in der Weiterbildung von Pfarrern und (in geringerem Ausmaß) auch von Mitarbeitern.

4. Zweites Gleis Gestalttherapie

Es bleibt aber noch ein wichtiges Kapitel zu erzählen, das ebenfalls 1972 begann: eine gestalttherapeutische Ausbildung bei Prof. Hilarion Petzold und am Fritz-Perls-Institut für Gestalttherapie und Kreativitätsförderung. Da ich meine gesamte KSA-Ausbildung bei Wybe Zijl-

stra gemacht hatte, hielt ich es für wünschenswert, mich noch einmal einem ganz anderen Lernprozeß auszusetzen, mit anderen Leitern und anderen Methoden, und damit einen größeren Spielraum für meine Arbeit zu gewinnen. Außerdem lockte mich der alte Traum vom Psychotherapeuten, die Aussicht, diese Qualifikation im Reich der Gestalttherapie zu gewinnen.

Ich fand es faszinierend, Elemente der Gestalttherapie in die Klinische Seelsorgeausbildung zu integrieren und eine Alternative zu der jungianischen Option bei Wybe Zijlstra zu schaffen. Der Erfolg war überwältigend. Eine erste Auswertung versuchte ich in der wissenschaftlichen Arbeit, die in Holland zur Anerkennung als Supervisor vorzulegen war. Der Titel war damals mein Programm: „Gestalttherapie innerhalb der Klinischen Seelsorge-ausbildung. Der niederländischen Commissie Supervisoren-Opleiding eingereicht am 21. September 1977“.

Nach einer euphorischen Anfangsphase begannen aber auch hier die Grenzsetzungen. Aus dem freundschaftlich-nahen Hilarion Petzold wurde das Schulhaupt der Integrativen Therapie, aus den handlichen Theorieansätzen des Anfangs wurde ein gigantisches Theoriegebäude von scholastischen Ausmaßen. Es wurde immer deutlicher, dass der direkte Weg zum Gestalttherapeuten nur für Mediziner und Psychologen offen war, und dass es für Theologen nur den Umweg über eine Heilpraktikerausbildung gab. Eine Entscheidung stand an zwischen Gestalttherapie und Klinischer Seelsorgeausbildung. Sie führte zu einem Kompromiß. Ich begnügte mich mit der für Theologen zugänglichen soziotherapeutischen Ausbildung und versuchte weiter, die Fortbildungsangebote und das Theoriematerial der Integrativen Therapie für die Seelsorgeausbildung und Supervision fruchtbar zu machen (Vgl. dazu auch meine Arbeit zur Anerkennung als Lehrsupervisor: Supervision – dass im Segensraum des Sabbat aus der Arbeitslandschaft eine Lernlandschaft wird. Zur Entwicklung meiner supervisorischen Arbeit und zu meinem jetzigen Supervisionsverständnis, in: DGfP Info 1/2006, und mein Buch: Die drei Arbeitsrichtungen der Seelsorge: Tiefe – biografische Weite – Zukunft, Leipzig 2006).

5. Wenn ich zurückträume

Ich blättere gern in diesen Erinnerungen, und ich habe mir Dokumente und Arbeitsmaterial sorgfältig aufgehoben, dankbar für die reichen Zeiten und die vielen Begegnungen. Und doch verfolgt mich seit langem hartnäckig der Gedanke, dass in dieser Erfolgsgeschichte irgend etwas schief gelaufen ist. Wenn ich zurückträume, dann beseelte uns am Ende der ersten Kurse die Zuversicht, es müsste uns als gut ausgebildeten Theologen gelingen, den langsam sich öffnenden Therapiemarkt zu besetzen, innerhalb und außerhalb der Kirche. „Die Ernte ist groß“! War es nicht so, dass in vielen Kirchen in den USA Pfarrer einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit mit Pastoral Counseling verbrachten, mit beratender oder therapeutischer Seelsorge?

Die Entwicklung in Deutschland aber ging in eine ganz andere Richtung, als wir es erhofft hatten. 1972 gab es in Bonn mehr Pfarrer, als Psychotherapeuten. Heute findet man im Telefonbuch eine Liste von mehr als 140 psychologischen Psychotherapeuten. Die Zahl der Pfarrer hat sich halbiert. Der Psychomarkt expandiert weiterhin, aber abgesehen von einigen spektakulären Auftritten bei Einsätzen der Notfallseelsorge spielen Pfarrer im beratenden oder psychotherapeutischen Bereich keine Rolle mehr. Haben sie sie je gespielt?

Dabei sah es am Anfang doch gut aus. Herman Andriessen, W.J.Berger, Arnold Uleyn, Wybe Zijlstra, unsere holländischen Lehrer, waren auf je ihre Art auch qualifizierte Psychotherapeuten. Sie besaßen für uns eine Doppelidentität: als Theologe, Priester, Pfarrer – und als Psychotherapeut. Wybe Zijlstra konnte sagen: Was im Kurs wirkt, das ist das Therapeutische. Auch bei uns stand die Klinische Seelsorgeausbildung anfangs unter einem therapeutischen Stern. Schon 1969 schmückte Dietrich Stollberg sein Buch über die amerikanische Seelsorgebewegung mit dem programmatischen Titel „Therapeutische Seelsorge“. Das Ausbildungszentrum, das 1972 in Frankfurt/M. auf Initiative von Werner Becher gegründet wurde, nannte sich selbstbewusst „Seminar für therapeutische Seelsorge“.

Es wäre eine eigene Untersuchung wert, warum dieses Wort „therapeutisch“ später wieder aus dem Namen des Seminars entfernt wurde. War es der Druck kirchlicher Gruppen, für die alles Psychologische in der Kirche ein Horror war? Waren es Nachwirkungen von Thurneysens säuberlicher Unterscheidung zwischen Psychotherapie und Seelsorge? War es vorauslaufender Gehorsam gegenüber den Standesverbänden der Mediziner und Psychologen, die ein Monopol auf Psychotherapie beanspruchten und es später im Psychotherapeutengesetz auch durchsetzten?

Wie auch immer: der größte Markt wurde von anderen besetzt. Die Klinische Seelsorgeausbildung etablierte sich im Bereich von Aus- und Weiterbildung. Im Fokus der Ausbildung lag nicht der therapeutisch ausgebildete Seelsorger, sondern der Supervisor, der Kursleiter. Bald gab es mehr Supervisoren als Kurse. Eine Ausweichbewegung begann. An die Stelle der Seelsorgeausbildung trat die supervisorische Begleitung von Pfarrern und Gemeinden in ihren Leitungs-, Kooperations- und Organisationsproblemen. Im Zeichen der Finanzkrise wuchsen die Probleme in diesen Bereichen derart an, dass Kirchenleitungen und Synoden anfangen, diese Art von Supervision zu empfehlen. Der KSA-Supervisor war jetzt nicht mehr Kursleiter im kollegialen Austausch mit den psychotherapeutischen Weiterbildungsinstituten. Er fand sich in der Nachbarschaft der DGsv-Supervisoren wieder.

Man kann diese Entwicklung begrüßen, denn sie antwortet auf die akuten Beratungsbedürfnisse von Pfarrern und Kirchengemeinden. Tragisch ist nur, dass die weiter wachsende Zahl von Menschen in und außerhalb der Kirche, die Psychotherapie in Anspruch nehmen muss, dabei aus dem Blick gerät. Und damit eine große Herausforderung für Seelsorge. Unser Traum war einmal ein anderer.

Natürlich sieht man solchen Träumen ihre Grandiosität auf den ersten Blick an, und es versteht sich von selbst, dass sie einen Prozess der Ernüchterung und Bescheidung durchlaufen mussten. Trotzdem bleibt die beschriebene Beunruhigung bestehen. Ein pikantes Detail: Genau die kirchlichen Gruppen, die einstmals ihren Horror vor allem Therapeutischen lauthals propagierten, von der Liebenzeller Mission bis zur Biblisch-Therapeutischen Seelsorge, nutzen jetzt den immer noch nicht verblassten Glanz des „Therapeutischen“, um für ihre Seelsorge und deren Heilungs- und Heilsversprechen zu werben.

6. Das Goldene Zeitalter

Um nicht mit den großen, offenen Fragen zu enden, zum Schluss noch zwei kleine Beobachtungen:

Mir ist aufgefallen, eine wie geringe Rolle bei der Entscheidung für die eine oder andere psychotherapeutische Schule, den einen oder anderen Ausbildungsgang ideologische Fragen spielten. Es war in der Anfangszeit auch keine ausreichende Kenntnis der Therapielandschaft vorhanden, die es uns erlaubt hätte, die verschiedenen Angebote erst einmal zu prüfen. Man konnte in diese neue Welt nur hineinkommen, indem man sich auf einen Weg einließ. Die kritische Prüfung war dann ein zweiter Schritt.

An welcher Stelle man einstieg, das hing weitgehend ab von den regionalen Gegebenheiten und von der Freundlichkeit und dem Entgegenkommen der verschiedenen Institutionen. Sigmund-Freud-Institut und Psychoanalyse, Universitätsklinik und Poliklinik für Psychotherapie und Zweigleisige Standardmethode, Fritz-Perls-Institut und Gestalttherapie – immer waren es einzelne souveräne Gestalten, die uns als Theologen die Türen öffneten und nach deren Abtreten Türen mitunter auch wieder zugingen. Diese anfänglichen Augenblicke der Neugier und Großzügigkeit, der Freude an gemeinsamer Arbeit, bevor die Standesinteressen wieder mächtig wurden, sind mir im Durchblättern der Papiere noch einmal kostbar geworden. Ähnliche Geschichten habe ich von von Volkmar Armin Bauer aus seinem Klinikum gehört.

Eine zweite Entdeckung ist, welche große Rolle in dieser Anfangszeit die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau gespielt hat. Der erste CPT-Kurs für Dozenten an Predigerseminaren fand 1969 wohl nicht zufällig in Herborn statt. Das Seminar für Therapeutische Seelsorge wurde 1972 in Frankfurt gegründet. Die Jahrestagungen der DGfP fanden künftig in Gelnhausen statt. Mainz und Frankfurt waren für uns vom Kreuznacher Predigerseminar die ersten Adressen. Hier etablierte sich über viele Jahre eine sehr produktive, wohltuende Zusammenarbeit über die Grenzen der Landeskirchen hinweg. Eine Umorientierung nach Düsseldorf ergab sich erst mit der Gründung der RAKSA, der Rheinischen Arbeitsgemeinschaft für Klinische Seelsorgeausbildung. De facto aber hat die südliche Region der Rheinischen Kirche den Anschluss an Düsseldorf nie wirklich gefunden.

So bleibt die Zusammenarbeit der Gründungsjahre als Goldenes Zeitalter in Erinnerung.

7. Juli 2010